

Utta Danella

Alle Sterne vom Himmel

Roman



Das Haus der tausend Töne

Der Abschied fiel Katarin leicht. Ihre neuen Schuhe mit den hohen Absätzen klapperten ungeduldig über das Kopfsteinpflaster des Marktplatzes. Sie übersah ihren Freund, den alten Apotheker, der vor der Apotheke mit ihrer mittelalterlichen Fachwerkfassade stand und ihr zuwinkte. Sie sah nicht, wie freundlich und anheimelnd die alten winkligen Häuser unter dem wolkenlosen tiefblauen Himmel standen, wie vertraut und heimatlich alles war, bereit, ihr Schutz zu gewähren. Sie wollte nur fort, endlich fort, sonst kam am Ende noch etwas dazwischen.

Die Septembersonne wärmte wie im Hochsommer. Zu Hause im Garten blühte es in leuchtenden Farben. Gestern hatte sie einen ganzen Armvoll Blumen gepflückt und war damit hinausgegangen zum Fluss. Hoch von der Brücke hatte sie die ganze Pracht ins Wasser geworfen und dann den Blumen nachgesehen, die kleiner und kleiner wurden, weggetragen von der Strömung, und schließlich als bunter Farbfleck in der Ferne verschwanden. Sie gab dem Spiel eine symbolhafte Bedeutung und geriet in ein Hochgefühl, das sie zu Tränen erregte. So wie die Blumen fortglitten ins Unbekannte, so würde auch sie in eine fremde Welt gehen, in das wirkliche Leben, wie sie es nannte. Daran dachte sie nicht, dass Enttäuschung und Schmerz sie erwarten könnten, dass sie die sorglose Unschuld ihrer Kindheit in den Strom warf und noch nicht wusste, was sie dafür eintauschen würde.

Sie wusste nur, dass sie es haben wollte, dieses unbekante Leben, sei es nun freundlich oder feindlich. Alles, dachte sie leidenschaftlich, alles will ich haben! Das Ganze, ohne Einschränkung!

Auf dem Bahnsteig, ehe der Zug kam, begann die Mutter noch einmal mit ihren Ermahnungen. Katarin hörte nicht zu. Mitleidig betrachtete sie ihre beiden Schwestern. Die ältere, die verheiratet war und zwei Kinder hatte und deren Gesicht schon heute den Ausdruck der selbstzufriedenen, satten Spießerin trug; daneben die kleine, erst achtzehn Jahre alt, doch bereits verlobt und hochzufrieden mit ihrem Postsekretär und der engen Zukunft.

Endlich kam der Zug, der nur wenige Minuten an der kleinen Station hielt. Blass, die Augen tiefdunkel vor Erregung, stand Katarin am Fenster. Die Schwestern sprachen gleichzeitig auf sie ein, die Mutter schwieg jetzt und hatte Tränen in den Augen.

Erst als die Räder anrollten und die Lokomotive eine fette Dampfwolke ausstieß, sagte sie noch einmal: »Du bist viel zu jung, um so weit wegzufahren. Bleib brav, Käte! Hörst du?«

Aber Katarin hörte es nicht mehr. Sie beugte sich aus dem Fenster, lächelte, winkte, bis niemand mehr zu sehen war. – Ich fahre, dachte sie, ich fahre. Es ist wahr geworden, ich fahre, ich bin frei.

Draußen glitt die vertraute Gegend vorbei, die alten Häuser, die engen Straßen, am Stadtrand auf einer Anhöhe die pompöse Villa der Niemanns. Dann die sanften Hügel, die Felder, der breite Fluss und über allem der samtene Herbsthimmel.

Seit drei Jahren war Katarin jede Woche einmal vom Karlsburger Bahnhof abgefahren, aber nur mit dem Personenzug in die nächste Kreisstadt, um die Musikschule zu besuchen. Alle waren der Meinung gewesen, dies sei eine feine Sache und genüge vollauf, um auch der größten Musikbegeisterung gerecht zu werden. Darum tat man es zunächst als kindisches Geschwätz ab, als Katarin davon anfang, sie wolle Musik studieren, nicht nur so zum Vergnügen, sondern ernsthaft, als Beruf. Und dazu müsse sie nach Berlin an die Musikhochschule. Zu Ludwig Anger, bei ihm und keinem anderen wolle sie lernen.

Was sie denn um Himmels willen noch lernen wolle, hatte der Vater gefragt, sie spiele doch ausgezeichnet Klavier.

»Nichts kann ich, gar nichts«, hatte sie leidenschaftlich erklärt. »Das ist Stümperei, Dilettantismus. Aber ich werde es lernen. Ich habe Talent. Herr Jong sagt es auch.«

Herr Jong aus der Musikschule, der zierliche, weißköpfige Herr Jong, war der wichtigste Mensch in ihrem jungen Dasein. Und er sagte, Katarin sei talentiert genug, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen. Daher genüge es nicht mehr, was sie bei ihm lernen könnte. Ja, Herr Jong, der in seiner Jugend von einer großen Karriere als Pianist geträumt hatte – ein Traum, der durch verschiedene missliche Umstände und vor allem durch ein leicht entzündliches Handgelenk nicht Wirklichkeit werden konnte – setzte nun alle Hoffnung und allen längst begrabenen Ehrgeiz auf diese junge Schülerin, die eines Tages als langbeiniger, schlaksiger Backfisch in sein geruhames Lehrzimmer geschneit war. Der Himmel mochte wissen, woher das Mädchen das verblüffende musikalische Talent hatte! In ihrer ganzen Familie konnte kein Mensch Dur- und Molltonart unterscheiden.

Ohne Zweifel, Herr Jong war nicht ganz schuldlos an Katarins plötzlichem Entschluss, eine große Pianistin zu werden. Und ganz bestimmt war es seine Schuld, dass sie sich gerade Berlin in den Kopf gesetzt hatte.

Herr Jong hatte auch in Berlin studiert. Für ihn, der nun seit Jahren und Jahren in der gemütlichen fränkischen Provinzstadt lebte und lehrte, war die Stadt Berlin zu einem Idol

geworden. Und den Pianisten Ludwig Anger nannte er den bedeutendsten deutschen Klavierinterpreten.

Es war nicht schwer gewesen, Katarin zu entflammen. Als sie keine Ruhe mehr gab, setzte sich ihr Vater in den Zug und besuchte Herrn Jong. Der verfocht seinen Standpunkt mit Nachdruck und sagte am Ende, dass es ein großes Unrecht sein würde, solch ein Talent der Kunst und der Welt vorzuenthalten. Ein Vater sei verpflichtet, die Entwicklung seiner Kinder zu fördern und ihnen beim Aufbau eines Lebens zu helfen, das ihrer Bestimmung entsprach.

Herr Jong wählte absichtlich so feierliche Worte, denn er kannte die Menschen und schätzte daher Katarins Vater ganz richtig ein. Im Leben dieses Mannes war »Pflicht« immer ein großes und wichtiges Wort gewesen.

Nachdenklich kam der Vater von diesem Besuch zurück. Wenn das Mädels so begabt war, so war es vielleicht wirklich seine Pflicht, ihrem Wunsch nicht länger zu widerstehen.

Er besprach sich mit seiner Frau, die teils dagegen war, teils aber auch wieder stolz auf die begabte Tochter. Sie hatte es stets mit mütterlicher Eitelkeit genossen, wenn Katarin die Leute mit ihrem Talent verblüffte. Natürlich lag ihr der Gedanke fern, aus dem hübschen Klavierspiel der Kleinen könne ein Beruf werden.

Übrigens hatte sich Katarin seit Langem geweigert, vor Publikum zu spielen. Früher tat sie es oft und gern. In der Kleinstadt bot sich immer eine Menge Gelegenheiten, Schulfeiern, Jubiläen, Einladungen, Festlichkeiten. Eines Tages hatte sie mit verächtlich herabgezogenem Mundwinkel erklärt, diese halboffizielle Klimpere sei dilettantisch und komme für sie nicht mehr in Frage.

Ihre Haltung hatte einen bestimmten Grund. Das letzte Mal spielte sie bei einem Fest, das der Fabrikbesitzer Niemann, der reichste Mann im Städtchen, anlässlich des Geburtstages seiner Frau veranstaltet hatte.

Katarin spielte die Sonate Pathétique und war mit Hingabe bei der Sache. Plötzlich wurde sie aus ihrer Konzentration gerissen, sie hörte, wie die Gäste sich unterhielten, hier klirrte ein Glas, dort klang ein Lachen auf. Am liebsten hätte sie mitten im Stück aufgehört. Unaufmerksam und lieblos spielte sie zu Ende. Mit spöttischem Lächeln nahm sie das überschwängliche Lob entgegen. Diese Spießer! Diese Banausen!

»Wenn ich wieder vor Publikum spielen werde«, erklärte sie später ihrer Mutter temperamentvoll, »wird man sich nicht im Hintergrund den neuesten Klatsch erzählen, das kannst du mir glauben.«

Es war auch kein Trost gewesen, dass Theo Niemann, der einzige Sohn des Hauses, ihr weltmännisch die Hand geküsst hatte, was die anderen jungen Damen mit Neid erfüllte.

Dann und wann hatte sie sich schon mit dem jungen Niemann getroffen, auf der Eisbahn oder im Sommer beim Baden. Er hatte das bemerkenswerte Mädchen ein wenig gönnerhaft mit seiner Aufmerksamkeit bedacht. Katarin jedoch gab deutlich zu verstehen, dass sie sich nichts daraus mache. Sehr zum Leidwesen ihrer Mutter, die daran schon eine tollkühne Hoffnung geknüpft hatte. Welch eine Partie! Aber die Tochter tat den reichen Erben mit einem Schulterzucken ab, sie hatte andere Ziele im Kopf.

Nun lag das alles hinter ihr. Ein neues Leben begann. Berlin! Vorerst mal für ein Jahr, hatte der Vater gesagt. Man musste abwarten, ob das Urteil der Berliner Musikhochschule auch so günstig wie das des Herrn Jong ausfallen würde.

Katarin stand noch immer am Zugfenster und horchte auf den Rhythmus der Räder, nur fort, sangen sie, nur fort.

Sie hatte den Hut abgenommen, der Wind blies ihr das Haar aus der Stirn. Der Hut war zwar neu, Mutter und Schwestern fanden ihn höchst elegant. Doch ein sicheres Gefühl sagte ihr, dass er unkleidsam sei, viel zu rund und niedlich thronte er über ihrem sonnverbrannten, eigenwilligen Gesicht.

Gegen Abend kam sie in Berlin an. Verwirrt stand sie vor dem Bahnhof und schaute erschrocken in den brausenden Verkehr. So groß hatte sie sich die Stadt nicht vorgestellt, so laut, so erregend. Ängstlich blickte sie auf ihre beiden Koffer, die sie sich ohne Hilfe herausgeschleppt hatte. Dann kramte sie in ihrem Täschchen nach dem Zettel mit der Adresse der von Herrn Jong empfohlenen Pension. Die vielen Ratschläge, die er ihr außerdem gegeben hatte, wirbelten in ihrem Kopf durcheinander.

»Nimm dir ein Taxi«, hatte er gesagt, »das ist in Berlin nicht teuer. Du findest dich sonst nicht zurecht. Mit der U-Bahn muss man erst vertraut werden.«

Da standen Taxis. Also los! Sie nahm ihre Koffer und steuerte auf die Autos zu.

Einer der Chauffeure kam ihr entgegen und lachte freundlich.

»Taxi, Frollein? Wo soll's denn hinjehn?«

»In die Rankestraße. Pension Günther.«

»Is jut.«

Verschüchtert saß sie in den Polstern, kaum dass sie etwas von den Straßen sah, durch die sie in raschem Tempo fuhren. Zum fünfundzwanzigsten Male sah sie nach, ob ihr Geld auch noch sicher in der Tasche steckte.

»Se sin woll det erste Mal in Balin, Frollein?«, fragte der Fahrer plötzlich über die Schulter, in jenem zutraulichen, freundschaftlichen Ton, der Berliner Taxichauffeuren eigen ist.

»Ja«, gab Katarin zu und ärgerte sich ein wenig, dass man ihr das ansah.

»Wo komm' Se denn her?«

»Aus Karlsburg.«

»Aha.« Er überlegte, wick in elegantem Bogen einem Radfahrer aus und fragte dann: »Wo liegt 'n det?«

»In Franken. Am Main.«

»Aha. Hübsche Jejend, wa? Det is doch Bayern, nich?«

»Ja.«

»Bayern ham wa jerne hier. Sin nette Leute. So ulkig.«

Das schien ihr ein etwas zweifelhaftes Kompliment zu sein. Auf alle Fälle sagte sie: »So richtige Bayern sind wir nicht. Eben Franken. Das ist ein kleiner Unterschied.«

»Aha.« Plötzlich kam ihm ein Einfall. »Is det die Jejend, wo't den juten Wein jibt?«

»So ungefähr.«

Das veranlasste ihn zu einem logischen Schluss. »Nu ja, wat richtje Bayern sin, die trinken ja ooch nur Bier, nich?«

»Jedenfalls meist«, erwiderte Katarin etwas unsicher.

Sie waren angelangt. Er hielt den Wagen an, drehte sich um, lachte über das ganze Gesicht und meinte: »Na, hoffentlich jefällt et Ihnen bei uns, Frollein.«

»Das hoffe ich auch«, sagte Katarin und lächelte zurück. Die Verständigung mit dem ersten Berliner war ganz gut gelungen.

»Soll ick Ihnen die Koffer noch rufftragen?«

»Das wäre nett.«

Sie bekam ein großes, vornehm eingerichtetes Zimmer. Sicher ist es sehr teuer, dachte sie ängstlich, doch sie wagte nicht, nach dem Preis zu fragen.

Endlich war sie allein. Und auf einmal hatte sie Angst. Von zu Hause aus hatte alles so einfach ausgesehen. Doch nun wurde es Ernst. Worauf hatte sie sich nur eingelassen?

Am nächsten Morgen sah alles hoffnungsvoller aus. Nach dem Frühstück verließ sie das Haus, in der Hand die Skizze, die Herr Jong mit größter Genauigkeit angefertigt hatte.

Eine Weile bestaunte sie die verkehrsumspülte Gedächtniskirche. Vielleicht nicht gerade eine der bedeutendsten Kirchen der Welt, hatte Herr Jong gesagt, aber für jeden Berliner etwas ganz Besonderes, das Wahrzeichen des Berliner Westens, wo man den Pulsschlag der großen Welt spürt.

Hier stand sie nun, Katarin Brugge aus Karlsburg. Das war schon was.

Sie studierte die Skizze in ihrer Hand. Das links war wohl der Kurfürstendamm, der weltberühmte Kurfürstendamm, und rechts, das musste die Tauentzienstraße sein. Sie musste geradeswegs hinüber zum Zoo. Das war leichter gedacht als getan. Es dauerte eine Weile, bis sie die Straßen überquert hatte. Dann gönnte sie sich keinen Aufenthalt mehr und bog kurz darauf in die Fasanenstraße ein, in der die Hochschule lag. Ein langgestrecktes helles Gebäude, sie betrachtete es mit Andacht.

Herzklopfend trat sie durch das hohe Portal. In dem weiten Vestibül war es kühl und still. Noch waren ja Semesterferien und das Haus der tausend Töne schwieg. Der Pförtner wies sie zum Sekretariat. Hier bekam sie die Anmeldeformulare, und man teilte ihr den Termin der Aufnahmeprüfung mit.

Bald darauf stand sie wieder auf der Straße. Es war alles ganz einfach gegangen. Jedenfalls bis jetzt.

Links von ihr schimmerte es grün. Das musste der Tiergarten sein, von dem Herr Jong auch erzählt hatte.

Sorglos schlenderte sie in den Park hinein. Den dummen Hut trug sie in der Hand, die Herbstsonne lag warm auf ihrem Haar. Nun musste sorgfältig überlegt werden. Zunächst brauchte sie ein Zimmer, die Pension war zu teuer.

Entschlossen kehrte sie um. Aber sie musste mehrmals fragen, bis sie zum Zoo zurückfand, denn in Gedanken war sie planlos in den tiefen Park hineingelaufen.

Nach wenigen Tagen hatte sie ein geeignetes Zimmer mit Klavier gefunden, sodass sie gleich anfangen konnte, zu üben. Wenn sie nicht vor den Tasten saß, bummelte sie in der Stadt herum. Den größten Spaß machte ihr die U-Bahn. Manchmal fuhr sie von einer Endstation zur anderen, aus reinem Vergnügen an dem raschen Dahinsausen. Das war eine Sache. Die Karlsburger müssten das mal sehen. Und wie schnell das ging, da gab es kein langes Warten; hinaus und hinein, und schon brauste man wieder davon. Alles schien hier so zu sein, auch die Menschen, Rede und Gegenrede. Es gefiel ihr. Wie langweilig war dagegen das geruhsame Tempo ihres Heimatstädtchens!

Trotzdem hatte sie ein bisschen Heimweh. Nicht nach Karlsburg, nicht nach der Familie, nur nach ein wenig Geborgenheit. Sie war so allein in der großen Stadt, einsam wie in einer Wüste. Kein Mensch war da, mit dem sie reden konnte. Zu Hause hatte sie immer viele Leute um sich gehabt, die Familie, Freundinnen, Bekannte. Fast jeden kannte sie. Und jeder kannte sie. Sie galt als hübsches Mädchen, durch ihr Talent und ihr besonderes Wesen stand sie stets im Mittelpunkt des Interesses. Hier drehte sich kein Mensch nach ihr um, sie schien nicht die flüchtigste Aufmerksamkeit zu erregen. Das machte sie ein wenig unsicher. War sie wirklich

so ein unscheinbares kleines Etwas, das in der Masse unterging? Insgeheim hatte sie sich immer als etwas Besonderes gefühlt, als Persönlichkeit.

Jedoch erkannte sie bald, dass ihre äußere Erscheinung nicht dazu geeignet war, auf sich aufmerksam zu machen. Sie sah so viele elegante Frauen, anmutige Mädchen, bemerkte die Gewandtheit und Lebhaftigkeit der Berlinerinnen und kam sich daneben plump und linkisch vor. Und dann ihre Garderobe! Alles war provinziell und ohne Schick. Aber das konnte man ja ändern.

In Berlin einzukaufen war schon eine andere Sache! Mitleidig dachte sie an die Karlsburger Läden. Im Kaufhaus des Westens erstand sie eine einfache dunkelblaue Jacke und eine glatte weiße Bluse. Zu albern diese Dinge mit den Rüschen und Schleifen, die man ihr mitgegeben hatte! Zusammen mit ihrem grauen Faltenrock ergab es bereits ein wesentlich verändertes Bild. Dann kaufte sie einen Lippenstift, Puder und dünne Strümpfe. Schließlich ging sie zum Friseur und ließ die aufgedrehten, zierlichen Löckchen in eine glatte offene Mähne verwandeln. Erstaunt betrachtete sie sich danach im Spiegel. Nicht schlecht. Ihr Gesicht war auf einmal großflächiger, die Augen größer, der Mund ausdrucksvoller.

Am Nachmittag spazierte sie über den Kurfürstendamm. Auch sie konnte sich, wie alle, die nach Berlin kamen, der Faszination dieser lebendigen, vergnüglichen und vielseitigen Straße nicht entziehen, die breiten Gehsteige, die eleganten Geschäfte, die vielen Lokale und Cafés, vor denen die Leute in der Sonne saßen, als hätten sie den ganzen Tag nichts anderes zu tun.

Heute hatte sie das erste Mal das Gefühl, richtig dazuzugehören. Das Faltenröckchen schwang um ihre Knie, das dunkelbraune Haar schmiegte sich glatt und glänzend um ihren Kopf, sie war so froh, so glücklich. Schließlich setzte sie sich in den Vorgarten bei Kranzler, bestellte Kaffee und zündete sich, ein wenig ungeschickt, eine Zigarette an. Bisher hatte sie selten geraucht, gelegentlich in Gesellschaft, genau genommen hatte der Vater es verboten. Heute hatte sie sich zum ersten Mal eine eigene Schachtel Zigaretten gekauft, ganz erwachsen und weltstädtisch.

Am Abend ging sie in einen der Filmpaläste am Zoo. Als es nach der Wochenschau hell wurde und sie sich ein wenig umsah, traf sich ihr Blick mit dem eines jungen, gut aussehenden Mannes, der schräg hinter ihr saß. Er lächelte ihr vergnügt zu.

Nach der Vorstellung, mitten im Strom der Menschen, war er plötzlich neben ihr.

Wieder lächelte er jugenhaft und sagte: »Ziemlich blöder Film, nicht?«

Sie antwortete nicht. Das schien ihn aber nicht zu stören, denn er fuhr fort: »Ist ja auch schade, an so einem schönen Tag ins Kino zu gehen, nicht? Wenn wir uns vorher getroffen hätten, wäre uns sicher was Besseres eingefallen.«

Und da sie noch immer schwieg, fragte er mit entwaffnender Harmlosigkeit: »Haben Sie was gegen mich?«

Sie musste lachen und schüttelte den Kopf.

»Das beruhigt mich«, sagte er befriedigt.

Am Ausgang blieb er stehen, unwillkürlich stoppte sie auch.

»Also was machen wir nun?«, fragte er. »Trinken wir noch eine Tasse Kaffee zusammen, gnädiges Fräulein?«

Katarin zögerte einen Moment, dann meinte sie entschlossen: »Warum nicht?«

»Prima«, freute er sich, »ich dachte schon, dieser alberne Film hat Ihnen die Sprache verschlagen. Gestatten Sie übrigens: Fred Wolter.«

Wenig später saßen sie im Trumpf und unterhielten sich aufs Beste. Herr Wolter war hell begeistert, als er erfuhr, wie neu ihre Bekanntschaft mit Berlin war. Er werde ihr alles zeigen, erklärte er, was es hier Besonderes zu sehen gäbe. Im Übrigen sei er Innenarchitekt, habe kürzlich mit einem Freund zusammen einen eigenen Betrieb aufgemacht. Sie solle nicht versäumen, auf ihn zurückzukommen, falls sie sich eine Wohnung einrichten würde.

Katarin erzählte von ihren Plänen. Es tat ihr wohl, wieder einmal mit einem Menschen zu sprechen, sie wurde lebhaft und bekam glänzende Augen. Der Abend war so nett, dass sie nicht lange überlegte, als er sie beim Abschied um ein Wiedersehen bat.

Leise vor sich hin summend, kam sie in ihr Zimmer und drehte sich zufrieden vor dem Spiegel.

»Kätchen, du veränderst dir«, erzählte sie lachend ihrem Spiegelbild. »Kätchen ist tot. Es lebe Katarin, die Berlinerin.«

Ohne Schwierigkeiten bestand sie die Aufnahmeprüfung. Selbstsicher kam sie aufs Podium und spielte in guter Form. Professor Anger nickte zustimmend, als sie erklärte, dass sie seine Schülerin werden wolle.

Ein großer Teil der Prüflinge fiel durch. Besonders ein junges Mädchen tat Katarin leid, ein zartes, blondes Ding. Sie fing fassungslos an zu weinen, als sie hörte, dass sie nicht bestanden hatte.

»Was soll ich jetzt bloß machen?«, jammerte sie. »Ich habe meine Stellung gekündigt und allen erzählt, dass ich nach Berlin gehe und studiere. Ich kann doch jetzt nicht zurückkommen. Die Blamage! Und mein Klavierlehrer meinte, ich solle es ruhig versuchen.«

Katarin versuchte sie zu trösten. Die Blonde kam aus Lübeck, sie hatte im Büro gearbeitet und nebenbei Klavierstunden genommen.

»Und ich gehe nicht zurück!«, schluchzte sie. »Alle würden mich auslachen.«

Als sie sich etwas beruhigt hatte, gingen die beiden Mädchen zusammen fort. Mit liebevollem Blick umfing Katarin das Gebäude der Hochschule. Nun gehörte sie dazu.

Sie aßen zusammen in einem kleinen Lokal. Beide wählten sie das billigste Menü.

»Es ist traurig, wenn man kein Geld hat!«, seufzte die kleine Lübeckerin. »Wer es hat, weiß gar nicht, wie gut es das Leben mit ihm meint.«

»Es sind aber nicht viele, mit denen es das Leben von vornherein gut meint«, bemerkte Katarin weise. »Meist muss man ihm erst selber zu dieser guten Meinung verhelfen.«

»Sie werden es bestimmt schaffen. Leute, die so sicher auftreten, setzen sich durch.«

Katarin lächelte geschmeichelt und war mit sich selbst sehr zufrieden. »Wir wollen es hoffen«, sagte sie würdevoll.

Helga, die Lübeckerin, war fest entschlossen, nicht nach Hause zurückzufahren. »Ich werde mir hier eine Stellung suchen«, sagte sie. »Nebenbei nehme ich wieder Stunden und nächstes Jahr versuche ich es noch einmal.«

Am Abend traf Katarin ihren neuen Bekannten. Strahlend erzählte sie von der bestandenen Prüfung. Fred Wolter beglückwünschte sie und schlug vor, das Ereignis gebührend zu feiern. Sie gingen zu Kempinski, wo Fred langwierig mit dem Ober über Essen und Wein verhandelte, um dem Mädchen aus Karlsburg gehörig zu imponieren. Katarin war auch sichtlich beeindruckt von Fred und von dem schönen Lokal.

Sie aßen ausgezeichnet, tranken außer dem Wein noch einen Kognak nach dem Essen, und Katarin meinte: »Jetzt ist aber Schluss, sonst kriege ich einen Schwips.«

»Das macht doch nichts«, sagte Fred, »eine bestandene Prüfung und danach keinen Schwips haben, das wäre direkt unanständig. Wo gehen wir jetzt hin?«

»Nach Hause natürlich. Es ist schon spät.«

»Ich höre wohl nicht richtig. Es ist gerade 11 Uhr vorbei. In Berlin fängt jetzt der Tag erst richtig an. Ich würde vorschlagen, wir gehen in eine nette kleine Bar und tanzen noch ein bisschen. Oder tanzen Sie nicht gern?«

»O ja, schon! Aber – das geht doch nicht.«

»Das geht nicht! Wenn ich so was höre. Alles geht, und wenn's nicht geht, dann fahrn wir's eben, sagen die Berliner.«

Arm in Arm bummelten sie den nächtlich belebten Kurfürstendamm entlang. Und Katarin widersprach nicht, als Fred vor der bunten Leuchtreklame einer kleinen Tür stehenblieb.

»Hier hinein«, sagte er.

Aber drinnen in dem kleinen, exotisch eingerichteten Raum zupfte sie ihn am Ärmel.

»Es geht wirklich nicht«, flüsterte sie, »hier können wir nicht bleiben. Ich bin dazu nicht richtig angezogen.«

»Unsinn. Bei einem hübschen Mädchen ist es doch egal, was es anhat. Nur die Miesen müssen sich richtig aufzäumen.«

Auf einer winzigen Tanzfläche drehten sich mit ernstem Gesicht zwei Paare. Ein würdevoller Ober geleitete sie zu einem kleinen Tisch.

»Was ist das?«, fragte Katarin und betrachtete misstrauisch das Glas mit der rötlichen Flüssigkeit, das man vor sie hinstellte.

»Martini«, sagte Fred. »Nur für den Anfang.«

Sie nippte. »Schmeckt gut.« Neugierig sah sie sich um. »Es ist aber hübsch hier. Ich war nämlich noch nie in einer Bar.« Und wie sie das Wort Bar aussprach, konnte man leicht daraus entnehmen, dass sie sich etwas höchst Verruchtes darunter vorstellte.

»Wahrhaftig?«, staunte Fred pflichtgemäß. »Soll bloß noch einer sagen, ich hätte Ihnen nichts zu bieten. Wissen Sie, was wir jetzt machen?«

»Was denn?«

»Wir trinken eine Flasche Sekt, zur Feier der bestandenen Prüfung.«

Als sie sich endlich auf den Heimweg machten, war Katarin wirklich ein wenig beschwipst. Sie kicherte albern vor sich hin. »Wie kann man nur so bummeln. Ich bin gar nicht zufrieden mit mir.«

»Ich umso mehr«, sagte Fred und legte den Arm um sie.

»Jetzt habe ich das Berliner Nachtleben kennengelernt. Bin ich jetzt akklimatisiert?«

»Weitgehend. Weißt du übrigens, dass du reizend bist, Katarin?«

Er zog sie an sich und küsste sie. Katarin machte nur einen schwachen Abwehrversuch. Es war sehr nett, geküsst zu werden. Schließlich war es ja nicht ihr erster Kuss. Und so viel anders als Karlsburger Küsse waren Berliner Küsse auch nicht.

Es zeigte sich, dass Fred für den weiteren Verlauf der Nacht ganz bestimmte Erwartungen hegte. Doch er musste die Entdeckung machen, dass die kleine Provinzlerin recht energisch werden konnte. Trotz Schwips und guter Stimmung. So landeten sie schließlich doch vor Katarins Haustür, und Fred musste allein den Heimweg antreten.